

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 32 (1906)
Heft: 36

Rubrik: [Trülliker]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Warum die Leute ins Wirtshaus gehen.

Der alte Grund ist jedenfalls der, weil sie wissen wollen, ob die andern auch darin sind. Und die andern gehen hinein, weil sie wissen wollen, ob wir uns dort befinden. Daher kommt es vor, daß ganz gewissenhafte Menschen eine Art Quartierrunde machen und auf diese Weise allabendlich zu einem halben Duzend Schöpplein und einem chronischen Duselaffen kommen.

Wer in doppeltem Sinn ein Mann ist, erstens ein Mensch, der früher ein Bub war, und zweitens ein Mensch, der früher ledig war und nun der Mann einer Frau ist, der geht nicht selten aus Liebe zur Frau ins Wirtshaus. Denn weil er daheim seinen Ärger und Verdruß nicht loslassen kann (oder darf), so macht er sich ins weiße Kreuz oder den goldenen Leuen und thicaniert dort die Freunde oder die Wirtsteute und Schenkmädchen, und wenn alles nichts helfen will, so verdonnert er mit den Fasshäuten den Tisch, daß es den Senfäselein fast ohnmächtig wird. Ebenso geht der Ehemann nur aus Jartgefühl ins Wirtshaus, am Samstag mit ganz besonderem Pflichtbewußtsein, damit die Frau daheim recht ungefört herumsetzen und das Haus drunter und drüber machen, Teppiche klopfen und die Treppen überflutswemmen kann. Tut sie's nicht selber, so tuns die Mägde, aber sie ist Regent im Lande. Ferner geschieht der Frau ein Gefallen, wenn der Mann ins Wirtshaus geht, sofern er die Gewohnheit hat, auf den Boden zu spucken, oder wenn er gern zusieht, wie sein Hund die Stuhlbeine für Laternenpfähle hält und die Tischbeine oder die Beine der Tischgenossen für Kellersäulen.

Aber es sind der Gründe noch hunderte, warum man Abends noch eine Kommission machen muß, wie mancher zu sagen pflegt, wenn er tun will, was er nicht lassen kann. Wie kann einer zum Beispiel in den Großen Rath kommen, wenn er nicht im Wirtshaus Gelegenheit findet, seine Weisheit vor allem Volke zu entfallen? Wie kann einer für einen tüchtigen Handwerker gehalten werden, wenn er nicht beim Frühstücken den mitgebrachten Zolstab auf den Tisch legt?

Aus Erparnisliebe geht man natürlich oft genug ins Wirtshaus,

nicht allein kann man das Kantonsblatt und andere Zeitungen umsonst lesen oder wenigstens in der Hand halten, man kann auch Zündhölzchen andrennen, soviel man will, und, wenn's sein muß, sein eigenes Büchschén füllen. Ein halbes Vermögen kann man sich damit ersparen. Wenns einer nur ein klein wenig geschäftig anfängt, so kann er auch nirgends schöner als im Wirtshaus Gelegenheit finden, seinen abgenutzten Regenstirn gegen einen besseren zu vertauschen. Aus Gründen der Menschlichkeit geht man ins Wirtshaus, weil die armen Wirte ja stets daheim bleiben müssen und sonst keinen Menschen zu sähen bekämen, wenn man sie nicht daheim aufsuchte. Daher haben auch die Wirte die meisten Freunde und nach ihrem Tode das volkreichste Leichenbegängnis. Wer beim Lesen der Zeitung spürt, daß er das Zeug zu einem Staatsbeamten oder Feldherrn in sich hat, der kann es nirgends besser als im Wirtshaus zeigen. Freunde technischer Probleme können in allerneuester Zeit auch Studien machen, in welchem Wirtshaus man die kunstvollsten Zeitungshalter hat. Nirgends kann sich der Mensch, namentlich wenn er noch adolescens oder puerilis ist, schneller entwickeln als im Wirtshaus, denn da ist das examen rigorosum im Qui abgefertigt, der Gymnasiast wird Herr Doktor, ehe er sich umsieht, der Feldweibel Herr Hauptmann und jeder Obercommis Herr Direktor. Warum auch nicht. Wir sind ja auch freigebig mit „Herr Oberkellner“, manchmal damit freigebiger als mit Trinkgeldern. Ansehen und Würde kann sogar ein sechsgehnjähriger Accusativ cum Infinitiv erwerben, wenn er eine zweigintnerige Bierdragonerin mit „liebes Kind“ oder „süße Kleine“ anredet und etwa gar um „Kleingeld“ anpumpt.

Der letzte und wichtigste Grund, warum man ins Wirtshaus geht, ist aber der, um den Leuten das Maul zu stopfen. Gerade wenn man unsauber ist um Herz und Nieren oder wenn man ökonomisch auf beiden Beinen hinkt oder in einer Wahl mit großem Mehr durchgefallen ist, gerade da muß man sich zeigen vor der bösen Welt und muß sogar den Nebelspalter lesen, wenn man zehnmal fürchtet, man könnte darin ablonterseit sein. Stop!

Hochtouristische Redaktion!



Ich wollte diese Woche der schwülen Stadteinsamkeit in meinem Standquartier (notabene siehe ich selten, sondern sitze lieber, woher mein ansehnliches Philisterbüchlein stammen mag) an der Lavaterstraße einfliehen und mich ins Hochgebirge des Bündner Urwaldes verschlüpfen, aber, o weh! Der Mensch denkt und das Ungeschick lenkt. Obwohl ich als einziger wohlbestallter Füllhalter viel Curaschi habe, ist es mir doch nicht recht geheuerlich geworden, als ich vernahm, daß gerade in dem Bereiche im Bündnerlande, das ich mit

meiner Gegenwart beehren wollte, die braunen Bären haufen, die alljährlich anstatt der Enten zur Hochsaison dort aufzutreten pflegen. Wenn ich vorher schon an Ort und Stelle gewesen wäre, hätte es bei meiner Virtuosität im Entenzüchten solcher Sensationsgeschichten gar nicht mehr bedurft; denn ich würde den kühnhaftigen Bergtraxlern nicht nur von weitem Bären gezeigt, sondern ganz sicher auch aufgefunden haben. Nun, es hat wieder einmal nicht sollen sein; es wäre zu schön gewesen... nämlich das Bären aufbinden. Hoffentlich bleiben wegen meiner Abwesenheit die gefährdeten Bären, die ein romantischer Glorienschein aus der Urzeit verklärt, nun von den vorwichtigen Jägern, die alles Urwüchsiges und Originelle niederknallen wollen, verschont. Vielmehr soll man ihnen, auf daß sie nicht ganz von uns verdunstet, das bischen Bündnerisches Heimatsrecht gönnen, sonst kommt einmal die Zeit, wo man Adler und Bären bei uns künstlich einzubürgern sucht, wie seiner Zeit die groöthörnigen Steinböcke, die es jetzt partout nicht mehr bei uns aushalten wollen. Und die Steinböcke haben recht; denn warum hat man sie des Landes vertrieben. Wenn sie auch 'mal mit einem waghalsigen Berggeizen einen Putsch versucht hätten, weil er ihr Bereich durch Edelweißpflücken berauben wollte, das Unglück wäre nicht halb so groß gewesen. Die Sportsblätter wären obendrein herzlich froh, wenn sie in ihren Spalten solch einen Kampf mit einem Steinbock hätten haarflein schildern können, und die ganze Gegend wäre gewiß mit Stumpf und Stil verschlungen worden, während die ewigen eintönigen Abstürze nachgerade langweilig werden. Diese Abstürzerei ist beinahe Trumpf geworden und es scheint fast, als ob einer kein rechter und turaschiertter Mann mehr wäre, wenn er nicht zum mindesten einmal abgestürzt, und wäre es nur von der Felsenbank; denn das gehört zum guten Ton. Mit der projektirten Hochgebirgspolizei, deren Pflicht es wäre, solche Abstürze zu verhindern, dürfte es vorläufig gerade so wenig sein, wie mit der geplanten Bundesgendarmarie, die anstatt des Militärs die Ordnung bei Streifen aufrecht erhalten sollte. Am Ende würden Hochgebirgshermanbad und Lou-

risten mit einander abstürzen, und anstatt einen hätten wir dann mehrere Unglücksfälle zu berichten.

Es wäre wie ungefähr zu meiner seligen Bubenzzeit, wo mir das Rauchen streng verboten war und deshalb extra, wenn auch bloß „Nielen“, geraucht wurde, wer gerne zu Berge stiege, würde durch das polizeiliche Bergtraxelverbot erst recht zum Bergtraxeln angereizt; denn verbotene Früchte schmecken doppelt gut. Also d'Hand von der Butten, Hochgebirgspolizei. Lieber wieder Steinböcke zu rekrutieren trachten, die den Polizeidienst im Hochgebirge am besten verstehen. Eine gute Goldquelle sind unsere Berge einemweg, und wenn es so fort geht, werden über die Saison wir Schweizer auswandern müssen, damit die Fremden bei uns Platz finden, die mehr Geld haben als unsereiner. Der Nervus rerum aber ist von allen Nerven der beliebteste. Ich wollte schon lange eine Kollektion im Spiritus anlegen, aber es ging bis jetzt nicht, weil es mir an Spiritus fehlte, womit ich verbleibe Ihr

Kavertus Trälliker, z. B. Hochgebirgspolizeireut.

Vom Oktoberfest in Luzern.

1.-10. September 1906.

Die Zeit rollt schnell, doch in Luzern muß sie noch rascher gehen, Man kann zur Zeit ein Unikum in diesem Orte sehen. Ein Volksfest, ganz nach Münchnerart, lockt Leute von Nah und Fern, Man feiert ein Oktoberfest — im September — in Luzern!

Es ist in dieser Budenstadt gar manches Carussell, Der Kine- und der Photograph sind ebenfalls zur Stell. Man hört von mancher Seite auch, das „Schießen's schöne Herr'n!“ Man feiert ein Oktoberfest — im September — in Luzern!

Ein ganzer Döhs am Spieß gedreht, auch Affen kann man sehn, (Ich meine rechte; andere sieht man spazieren geh'n. —) Und Bier, viel Bier und Roßbratwürst hat wahrlich mancher gern, Man feiert ein Oktoberfest — im September — in Luzern!

So wär's ganz nett, doch finde ich, es hätte größern Reiz, Zu zeigen in der Fremdenstadt den Fremden unsre Schweiz! Den Münchner'n ihr Oktoberfest, doch uns liegt solches fern, Man feiert kein Oktoberfest — im September — in Luzern!

Die Russenregierung faktisch, ist immerhin klug und praktisch. Sie verordnet gegen Bombenpflanzer den Polizisten-Brustpanzer. Wenn Rosaken schießen und töten, sind den Weibern keine Panzer vonnöten, für alte Leute und dumme Kinder natürlich noch viel minder. Gegen Japaner warnen die Heiligen, als Beschützer die Gegenteiligen. Es machten nämlich die frommen Bilder die verdammten Selben noch viel wilder, und also sind demnach Eisen und Stahl, wo geschossen wird, die bessere Wahl. Die Regierung selber indessen, ist auch auf so Panzer verfallen, und trägt ohnedies schon lange Zeit gegen ungehörte Gerechtigkeit und gegen wohlverdientes Berklopf ein dickes breites Brett vor dem Kopf.